Sophokleisches. Zur Rechtfertigung und Allgemeineres. Von K. F. M. Hasselbach. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1861. 8.

Unter diesem etwas unsymmetrischem Titel erhalten wir ein Werk, in welchem der Verfasser, an eine Jugendarbeit aus dem Jahre 1818 „über den Philoktetes des Sophokles" anknüpfend, eine Reihe von Schriften über diesen Gegenstand, den sie entweder ausdrücklich behandeln oder gelegentlich berühren, einer Musterung unterwirft, um, mehr ihnen gegenüber, als von ihnen unterstützt, seine Ansicht von der genannten Tragödie geltend zu machen. Eine solche Zusammenstellung ist immer schätzbar, und sie wird es hier durch die Art wie sie geschieht noch mehr; denn es geht ein frischer Geist durch das Buch, die Schreibart unterscheidet sich vortheilhaft von derjenigen mancher Fachgenossen, und wirkt anregend, sowie auch die Meinungen des Verfassers, neben der ihm eigenen dialektischen Gewandtheit in Aufzeigung fremder Widersprüche und Undeutlichkeiten, folgerichtig festgehalten und verständlich, wenn auch mit einigem Ueberfluß, ausgeführt werden. Geduldig folgt er auch wunderlichen Behauptungen und dem ganzen Inhalt von verfehlten Büchern, wenn sie einigen Umfang haben, während er, weniger beifallswürdig, Einzelnes, das ihm dienen konnte, auch wenn es leicht zugänglich war, nicht zu berücksichtigen den Grundsatz hat: mit seinen Worten: „daß wir nicht gesonnen sein können, flüchtigen, von tieferen Gründen nicht getragenen Aeußerungen irgend woher unser Ohr zu leihen."

Sein erster Angriff, als Abwehr und Vertheidigung, ist gegen G o t t f r. H e r m a n n gerichtet, der ihn 1819 neben vielem Lobe gleich Anfangs auch getadelt und 1825 gesagt hatte, eine Stelle aus der Abhandlung des Dio Chrysostomus über die drei Philoktete habe Hasselbach verbessern wollen, und nur mehr verdorben. Das war unhöflich; und gar Manches, was Hermann hierbei und sonst über die alte Tragödie vorbringt, ist unrichtig und beweist ein gewisses Unvermögen in Beurtheilung von Poesie und Kunst. So auch, wenn er im Philoktetes die Götter zwar richtig an die Stelle des Schicksals setzt, ihnen aber Grausamkeit zuschreibt. Daß er aber den Helden für unschuldig erklärt, darin wird er wohl Recht behalten, trotz Aristoteles

und Lessing, wofern sie das Gegentheil sagen sollten, und ungeachtet unser Verf. durch sein ganzes Buch die Schuld und Strafe desselben nachzuweisen bemüht ist.

Eine Bemerkung in K. Otfr. Müllers Gesch. d. gr. Lit. führt ihn auf die bekannte Stelle Plutarchs über das Verhältniß der sophokleischen Poesie zu der des Aeschylus, welche Lessing in seinem Leben des Sophokles beleuchtet hat. Der Verf. versteht das λέξεως εἶδος ὅπερ ἐστὶν ἠθικώτατον ganz richtig von der Charakteristik des Sophokles; wenn aber die beiden ersten Glieder zusammen auf Aeschylus bezogen werden, und deßhalb nach den Büchern αὐτοῦ gelesen, auch mit Lessing κατασκευή für Bühnenapparat genommen wird, so ist kein stufenförmiger Fortgang zu erkennen, die Theilung in ein Erstes, Zweites und Drittes ist unpassend, und der Diction oder dem Stil des Sophokles steht der Stil und die Decoration des Aeschylus zugleich entgegen, während doch Sophokles auch in der letzteren neu und schöpferisch war. Bergks Veränderungen des Textes sind sonst sehr unberechtigt und kühn, aber eine Veränderung, die kaum eine ist, nämlich αὑτοῦ für αὐτοῦ, dürfen wir uns mit ihm und anderen erlauben, da durch sie alles verständlich erscheint. Es wird von dem Bildungsgang des Sophokles, vielleicht zum Theil mit seinen eignen Worten berichtet, und zwar, welche Stufen er zurückgelegt, ehe er den ihm eigenen Standpunkt erreichte. Diese Entwickelungsstufen haben wir aber nicht in den vorhandenen Stücken zu suchen, oder in den verlorenen vorauszusetzen; er hatte sie durchmessen, als er zuerst auftrat und seine Dramen zur Aufführung brachte. Man bedenke, daß er damals vielleicht schon im 28. Jahre stand. Und da hieße es denn bei Plutarch zu deutsch also: Wie Sophokles sagte, nachdem er über den Schwulst des Aeschylus gescherzt, sodann über das Herbe und Künstliche seiner eignen Zurichtung, er habe eine dritte Art des Ausdrucks dafür angenommen, nämlich die charakteristische und beste. Unser Verf. hat den schönen Gedanken, es könne das διαπεπαιχὼς im Sinne des Durchmachens einer Schule gebraucht sein. Nun wird παίζω einmal von gymnastischer Uebung angewendet, als von einem Spiel, und wir könnten dann, das Particip mit dem Infinitiv verbindend, übersetzen: nachdem er durchgespielt habe; worin denn auch wieder ein gelind ironischer Rückblick auf den zurückgelegten Weg zu erkennen wäre. Lessings Bedenken, wie Sophokles über den verehrten Aeschylus gespottet haben sollte, darf uns nicht irren, auch wenn wirklich an ein Spotten, ein Durchziehen zu denken ist, da er sich selber durchzieht; der ganze Sachverhalt aber wäre dieser: Der Anfänger ahmt an seinem Muster gewöhnlich zuerst die Fehler nach, und so unser Dichter den Schwulst seines großen, ja gewaltigen und in manchem Betracht unerreichbaren Vorgängers. Nachdem er sich hiervon frei gemacht, hatte er einen anderen in seiner eigenen Natur liegenden Fehler zu überwinden, das Künstliche, das zu sehr Gedachte der rhetorischen

Zurichtung, was als etwas Herbes der Milde seines Wesens entgegenstand, und daraus ging endlich als Mittleres das Charakteristische der Diction hervor. Daß Sophokles in seinem Stil manchmal die Gränze erreicht welche Kunst und Künstlichkeit scheidet, hat schon Hermann in der Vorrede zu den Trachinierinnen sehr gut entwickelt, und wenn ihm Welcker einen unermeßlichen Verstand zuspricht, so ist das eine von den hundert fast inspirirten Wahrheiten, die dieser große Alterthumsforscher über antike Kunst und Literatur verbreitet hat, während manche kleine Leute seine Resultate wie etwas Selbstverständliches wohl gar gegen ihn benutzen. Der Verstand ist herb und trocken, das Gefühl weich und milde. Was die Alten an Sophokles das Süße nennen, ist die Anmuth und Reinheit der Form und die Innigkeit der Empfindung, die mit der Hoheit der Gesinnung und der Gewalt der Leidenschaft zusammengeht. Euripides, mit ihm verglichen, denkt und fühlt oberflächlich. Schneidewins Erklärung von dem Herben und Künstlichen als „allzusteif und vierkantig gehaltener Anlage der Dramen“ ist, von Anderem abgesehen, schon deßwegen verfehlt, weil sie von der Diction auf den Bau der Dichtung abirrt.

Und wenn dann Bergk, in der Meinung, der geschilderte Bildungsgang des Dichters lasse sich an den erhaltenen Dichtungen nachweisen, die der ersten Periode verloren glaubt, in die mittlere aber, nämlich in die „subtile, künstliche“, Antigone, Elektra, Oedipus, Aias und Trachinierinnen setzt, in die letzte aus Nothwendigkeit Philoktetes und Oedipus in Kolonos, weil wir für ihre späte Entstehung ausdrückliche Zeugnisse haben; wenn er ferner, auch jetzt noch nach Welckers Würdigung des Aias, von Unvollkommenheiten dieses Stücks reden kann; und wenn er endlich die Trachinierinnen, so weit sie ächt seien, doch wieder für ein Jugendwerk des Dichters erklärt; so verhehle ich nicht meine Verwunderung. Bernhardy sagt zu dem letztgenannten Stück: „daß ein Uebersetzer dieses Drama für so vollkommen als irgend eines des Sophokles erklären konnte u. s. w., dieß zeugt von der Macht der Tradition.“ Welcher Tradition soll ich hierbei gefolgt sein? Die Alten beachten es wenig, wie Bernhardy selbst bemerkt, Schlegel möchte es dem Jophon zutheilen, wie Bergk den Schluß des Aias, Andere setzen es in die späteren Lebensjahre als ein unausgeführtes Werk. Unter diesen Umständen protestire ich gegen die Macht der Tradition über mich; will aber hinzufügen, daß es an vielen Orten im Ganzen und im Einzelnen der bescheidenen Vertiefung bedarf, um den Sophokles zu verstehen, und daß die meisten Aenderungen und Ausstoßungen der Kritiker unbegründet und verwerflich sind. Die Trachinierinnen brauchen uns nicht so zu gefallen wie andere Stücke, und doch hat der Dichter den Stoff in einer nur ihm eigenen Vollkommenheit behandelt.

Unser Verf. kehrt, nachdem er noch eine nicht glückliche Conjectur Bernhardys zu der Stelle des Plutarch abgelehnt hat, S. 55 zu

Otfr. Müller zurück, mit welchem übereinstimmend mehreres Richtige über die Religiosität des Sophokles gesagt wird. Daß aber Müller in dem Philoktetes ein Charakterstück sehe, wie Aristoteles dergleichen gar nicht für Tragödien erkennt, ist eine Uebertreibung. So geht es mehrmals. Welcker wird S. 79 der Ungenauigkeit beschuldigt, weil er berichtet, Hermann habe den Chor für überflüssig erklärt, da er dieß doch nur von den Liedern gemeint habe. Gleich darauf aber sieht der Verf. ein, daß sich nicht mit Hermann Nothwendiges und Ueberflüssiges unterscheiden lasse. Dann muß auch Eins mit dem Andern fallen; und Welcker hat richtig berichtet. Ueber den Chor werden Aristoteles, Horatius, Schlegel, Bernhardy, Hegel, Vischer, Schiller und Humboldt, endlich nochmals Hermann herbeigezogen, auch den Neueren manche Undeutlichkeiten oder Widersprüche nachgewiesen; schließlich aber doch keine Summe gezogen.

Den Versuchen, politische Anspielungen bei dem Dichter zu finden, wie sie, nach älteren Vorgängen, Schöll auf die Spitze getrieben, von denen sich auch K. F. Hermann und Bernhardy nicht frei gehalten haben, denen selbst Schneidewin etwas einzuräumen geneigt ist, diesen Versuchen widmet der Verf. von S. 85 an mit Recht wenig Raum; geht aber S. 89 ausführlicher auf Bernhardys Auslassungen über den Philoktetes ein, in welchen wohl das Stärkste ist, daß die Beschaffenheit des Gedichtes, welchem traditioneller Weise Fehler angedichtet werden, auf ein Sinken der Kunst und auf den Einfluß der Ochlokratie deute; daß also der 88jährige Dichter, der noch später den zweiten Oedipus als Vermächtniß erschuf, sich der höchst grell geschilderten Ochlokratie, einer Art Pöbelherrschaft, dienstbar gemacht habe.

Die Monographie Fr. Zimmermanns über den Philoktetes wird von S. 101 an auf dreizehn Seiten nicht besonders billig gewürdigt. Wir stehen auf Zimmermanns Seite zuerst für den Charakter des Odysseus, der bei Sophokles dem homerischen entsprechend bleibt. Im Aias ist er nicht feigherzig; nur des Rasenden ungeheure dämonische Gewalt fürchtet er, und spricht: Wär' er bei Sinnen, wich' ich nicht ihm zagend aus. Und im Philoktetes versucht er es nur, den Neoptolemos zu schrecken, aber es wäre seines Verstandes nicht würdig, mit ihm fechten zu wollen. Sein Wort V. 111: Wenn du Gewinn suchst, darfst du nicht bedenklich sein, ist ganz der Lage angemessen, denn Neoptolemos muß sich für Eins oder das Andere entscheiden. Selbst Welcker scheint hier etwas ungewiß zu werden, und wie kommt es, daß der angebliche Kaufmann Odysseus selber sein soll? Wir stehen ferner zu Zimmermann für die Schuldlosigkeit des Philoktetes, wovon uns Hegels paradoxes Wort nicht abbringen kann, es sei die Ehre der großen Charaktere schuldig zu sein. Auf welches Maß dieses zurückzuführen ist, werden wir später sehen. Es wird gespottet über die von Zimmermann mehrmals für des Philoktetes Verhalten geltend gemachte Ehre, indem die einzelnen Stellen ungebührlich zusammengerückt sind;

und doch erlaubte es wirklich auch seine Ehre dem Helden nicht, sich mit List und Gewalt fortführen zu lassen. Die Unschuld desselben bei Zimmermann nennt der Verf. eine nichtige Folgerung aus jenem hohlen Phantom der Ehre; und wenn Jener den Helden einen Märtyrer nennt, so antwortet dieser, nachdem er nun schon dem Helden die „Mühsale durch wesentlich eigene Verschuldung erwachsen" sieht, mit folgender Kraftstelle: „so daß er — unsertwegen, wenn überhaupt von so etwas zu sprechen, der Märtyrer der eigenwilligsten, halsstarrigsten Subjectivität genannt werden dürfte." Und doch hat ihm eine andere Schuld, wie behauptet wird, die Mühsale zugezogen, und seine sogenannte Halsstarrigkeit hat ihm das Elend überdauern helfen, und dieselbe endigt sogar mit Anerkennung und Auszeichnung.

Schneidewin in seiner Ausgabe des Sophokles wird auf einigen Blättern in Betrachtung genommen, und nicht ganz gerecht beurtheilt, denn auch er ist für die Schuldlosigkeit des Helden. Er nennt die Nymphe Chryse den Troern günstig, was er freilich nicht beweisen kann, aber der Verf. kann auch nicht beweisen, daß sich Philoktetes an ihrem Alter versündigt, den Biß „verwirkt" hat. Und wenn Jener von „Eingreifen dunkeler Schicksalsmächte" spricht, so brauchte dieser das nicht so sehr zu urgiren; es sind eben die Götter gemeint, deren Wille dem Dulder bis zur Ankunft des Neoptolemos unbekannt war; und es lautet nicht schön, zu sagen, Schneidewin habe „abgestandene Speise lediglich (was soll das Adverb hier?) aufgetischt." Das über des Euripides Philoktetes Gesagte übergehen wir. Hartung (S. 120) macht das Motiv des Euripides, daß Philoktetes durch Aufsuchung des Alters der Chryse sich um das Griechenheer verdient gemacht habe, für Sophokles geltend. Das thun auch Andere. Allerdings stehts nichts davon bei Sophokles, aber die Annahme ist ohne Gewicht; denn wenn sich Philoktetes damit versündigte, so wird das durch seine gute Absicht nicht aufgehoben, und er wäre noch kein „Märtyrer für Heil und Sieg griechischer Gesammtheit", und der Dichter würde noch lange nicht „die Schuld aristotelischer Gräßlichkeit auf sich laden." Aristoteles sagt: die recht und billig denkenden Männer (ἐπιεικεῖς, die leidenschaftlosen nach Ar. Eth. 6, 11; der Verf. übersetzt tugendhaft) dürfen nicht aus Glück in Unglück gerathend erscheinen; denn dies ist nicht Furcht noch Mitleid, sondern Grauen erregend, empörend (nach Hass. gräßlich); noch die Argen aus Unglück in Glück, denn dieß ist ganz untragisch. — Das Mitleid fühlt man um den der unverdient unglücklich, die Furcht um den der uns ähnlich ist. — Es bleibt der zwischen beiden äußersten Stehende übrig, der sich weder in Tugend und Gerechtigkeit auszeichnet, noch wegen Schlechtigkeit und Argheit in das Unglück geräth, sondern durch einen Fehler (ein Versehen); einer von denen die in großem Ansehen und Glück stehen, wie Oedipus und Thyestes und die ausgezeichneten Männer von dieser Art. — Dieser Fehler, ἁμαρτία, wird dann noch ein großer oder wichtiger,

μεγάλη, genannt. — Man sieht, daß der Philosoph die reinen, ruhigen, nur von der Vernunft geleiteten Charaktere nicht für tragisch hält, so wenig als die nichtswürdigen; und darin wird ihm Jedermann Recht geben. Denn nicht blos sind alle Menschen dem Fehlen unterworfen (Antig. 1023), sondern die tragische Poesie, wo es auf mächtige Erregungen, Geschicke und Thaten ankommt, bedarf der starken Leidenschaften noch mehr als die übrige, selbst die epische, sie nöthig hat. Wenn irgend, so gilt hier des Dichters Wort: Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten, dazu war der Freund berufen. Ja die leidenschaftslose Vernünftigkeit wie die höchste Tugend und Weisheit ist einfach und für die Dichtkunst nicht darzustellen. Hören wir nun, was unser Verf. S. 114 Schneidewin vorwirft, und S. 121 ähnlich Hartung. Dort sagt er: „so ist das an sich ein Kleineres zu dem Größeren, daß er den Sophokles einen tugendhaften Mann ohne alles Verschulden so unglücklich leidend werden läßt, was ja schon Aristoteles als gräßlich und nicht tragisch tadelt." Aber der Philosoph will überhaupt keinen ἀνὴρ ἐπιεικής unglücklich werden sehn, von der ἁμαρτία ist keine Rede, die ja doch auch ein solcher Mann begehen könnte, denn dieselbe steht blos der Argheit gegenüber; und dann ist ja Philoktetes einer von jenen Mittleren, er mag nun wegen eines Fehlers, einer Versündigung krank geworden sein, oder aus bloßem Gutdünken der Götter; und ein solcher ist auch der übermäßig von dem Verf. gelobte Neoptolemos. Will man aber auf der ἁμαρτία fußen, so verlangt sie Aristoteles nur bei denen, die in Unglück gerathen und dem Oedipus und dem Thyestes ähnlich sind, Philoktetes aber kommt in dem Drama aus dem Unglück zu Glück. Nirgends also berufe man sich hier auf Aristoteles. Das Unglück aber als Strafe anzusehen, und namentlich als verhältnißmäßige Strafe, kann ihm nicht eingefallen sein, da er das Mitleid für die Unverdientes leidenden in Anspruch nimmt, und mit Recht. Endlich aber würde sich der Dichter am Philoktetes nicht die erste „Schuld aristotelischer Gräßlichkeit aufladen", denn Aristoteles sagt weiter unten, die Art, wo Einer wissentlich etwas thun wollte und es nicht thut, ist die schlechteste, μιαρὸν καὶ οὐ τραγικόν, weil es ohne Leiden abgeht; daher macht es Niemand so, außer selten, wie in der Antigone Hämon gegen Kreon. Hier also begeht Sophokles nach des Aristoteles bestimmtem Zeugniß ein μιαρόν. So verschwindet das Schreckbild der Gräßlichkeit gänzlich; gar nicht gerechnet, daß wir den Sophokles nicht aus dem Aristoteles, sondern aus sich selbst zu erklären haben.

S. 125 bis 141 ist dem „Zwitterding" von Oswald Marbachs Uebersetzung des Sophokles und der beigefügten neuchristlichen Auslegung gewidmet. Es würde das viel verlorener Raum sein, wenn der Verf. nicht mehreres Eigene angeknüpft hätte. Er widerspricht Schneidewin darin, daß Odysseus mit der Schilderung der Höhle seine Fürsorge beweisen wolle, aber was er selbst dagegen sagt, ist auch

nicht zutreffend. Allerdings kann Odysseus nicht wissen, ob Philoktetes noch hier verweile, aber er hat Grund es zu vermuthen, und kommt deßwegen hierher, weil sich die Höhle zu einem Aufenthalt im Winter und im Sommer eignet. Das Bild derselben aber hat der Dichter mit dem Schmelz der Poesie umgeben, wie das ganze Gedicht durch die Liebe zur Natur verschönt und gemildert ist.

Nachdem Schwenck mit seinem Urtheil über die Idee des Stückes kurz aufgeführt worden, folgt ein langer Excurs von S. 142 bis 189 über Lübkers Sophokleische Theologie. Auch bei diesem Buche haben wir uns nicht zu verweilen, sondern nur einige Bemerkungen unseres Verf. zu beleuchten. S. 150 soll sich „im Philoktetes der ungeläuterte Volksglaube (V. 776) an den dämonischen Neid mit um so mehr Sicherheit äußern, je ferner ihm das Anerkenntniß einer Selbstverschuldung gehalten wird", während in der Elektra φθόνος und νέμεσις gleichbedeutend erscheinen. Woraus soll das folgen? Der Dichter mußte doch nicht immer beide mit einander nennen? Es ist auch hier der Neid der Götter, den sogar Schiller anwendet, ohne daß es uns dabei volksmäßig heidnisch zu Muthe würde. Dem Menschen gehört und eignet nicht ein übergroßes und überlanges Glück, und φθόνος heißt die Abgunst, die in Republiken so mächtig ist, φθονέω ich mißgönne oder verwahre; der Ausdruck ist religiös vom menschlichen Standpunkt aus, wo man ja auch bei uns, und selbst im N. T., von einem Zorne Gottes redet. So wird durch die von dem Verf. gemachte Unterscheidung der Stellen in der Elektra und im Philoktetes der letzteren ihr Werth geschmälert; und daß Neoptolemos statt des Neides die Götter anruft, ist nicht im Gegensatz zu einem „altgläubigen" Philoktetes, sondern sagt dasselbe, und noch dazu, daß die Götter auch noch weiter helfen möchten. Eben so (S. 193) liegt Nichts für die Person des Philoktetes darin, daß er am Ende die Moera neben dem Götterwillen nennt, so wenig als für den Chor in der Antigone am Ende des vorletzten Stasimon. Die ganze Annahme fließt aus dem Vorurtheil von der Verstocktheit des Helden. Die Leiden des Herakles dagegen sollen „unverschuldet ihm auferlegte Prüfungen" sein. Wie verträgt sich dieß aber mit der angeblich bei Sophokles geltenden göttlichen Gerechtigkeit? Und hat sich nicht der sophokleische Herakles in den Trachinierinnen gröblich versündigt? Dessen ἀθάνατος ἀρετή soll hier „unwiderleglich" unsterbliche oder göttliche Herrlichkeit heißen, weil er auf sie als etwas Sichtbares hinweise, ὡς πάρεσθ' ὁρᾶν, wodurch andere Erklärungen, wie unsterbliche Tugend, Vortrefflichkeit u. dergl. als „verwerflich" wegfallen sollen. Wie sieht man aber diese Herrlichkeit anders, als daß er eben als Gott erscheint, daß er also unsterblich ist? Und so ist auch seine Tugend oder Vortrefflichkeit unsterblich. Was ist da für ein Unterschied? Was ist verwerflich? S. 177 geschieht Schneidewin Unrecht. Im Aias sagt Agamemnon V. 1350, daß der Herrscher fromm sei, ist nicht leicht, und

Schneidewin bemerkt dazu: „Fürsten können sich nicht immer an die Vorschriften der Moral halten, ihre Politik kann nicht immer mit der *εὐσέβεια* in Einklang sein;“ was ihm ausgelegt wird, als ob er „das religiöse Element des *εὐσεβεῖν* hier fahren lasse.“ Ist nach dem Verf. Religion und Moral bei Sophokles vereinigt, so meint es auch Schneidewin so. Daran knüpft sich die Betrachtung von 1443. 1444, deren letzterer dem Verf. für interpolirt gilt, während er offenbar zur Deutlichkeit und zum wohllautenden Abschluß unentbehrlich ist. Er lest *οὐ γάρ*, erklärt aber dann doch, die *εὐσέβεια* sei „als die einzige Tugend bezeichnet, die der Sterbliche in sein alterthümlich zu denkendes Jenseits mit hinübernimmt.“ Daß dieses schief ist, bedarf keines Beweises. Falsch ist es auch, wenn S. 182 von dem Boten in der Antigone gegen Lübker, Jacob (und viele Andere) behauptet wird, er rede so, „daß der edlere Grieche etwas an sich so Niedriges — nur als in einer Sclavenseele wurzelnd sich vorstellen konnte.“ Und was sagt er? Man kann kein Menschenleben preisen oder verachten, denn es wechselt unabläßig. So war auch Kreon sonst beneidenswerth, und jetzt hat ihn Alles verlassen. Denn was hilft es ihm, daß er noch immer reich, und König und Retter Thebens ist? Die Freude an allem diesem ist dahin, und ohne die Lust daran ist alle Herrlichkeit ein Schatten des Rauches gegenüber der Freude die er verloren hat, der Freude an seinem Familienglück, der edlen Gattin, dem blühenden Sohne. Ist das nicht edel gedacht und empfunden?

S. 190 ff. beschäftigt sich mit **Platner** Ueber die Idee der Gerechtigkeit in Aeschylus und Sophokles. Die philosophische Auseinandersetzung mit ihm, in welcher sich viel Treffendes oder Scharfsinniges zu finden scheint, übergehen wir. Den allmächtigen, ewigen und allwissenden Zeus haben wir selbst schon (Soph. 1, 246—8, 1. Ausg.) aus dem Dichter nachgewiesen. Welcker in seiner Mythologie findet ihn mit Recht schon bei Homer. Platner macht für den Philoktetes geltend, daß das Unglück wenigstens mit der Schuld nicht im Verhältniß stehe. Die Gültigkeit des Beweises aus Worten des Chors bestreitet ihm der Verfasser mit Recht. Aber eben so wenig sollte er selbst sich in einem andern Fall auf den Chor in der Antigone berufen. Der Beweis für Philoktetes liegt in dem Schweigen des Dichters über seine Schuld. Auch Platner erklärt sich gegen politische Anspielungen bei Sophokles. Aber denen die daran halten eine bessere Ansicht beibringen zu wollen, ist vergebene Mühe. Zu ihnen gehört auch **Kolster** in seinen sophokleischen Studien, welchen ganze dreizehn Seiten gewidmet sind. Die Folgerungen **K. F. Hermanns** aus der Pest im Oedipus haben viel Redens verursacht, aber Sophokles müßte nicht Sophokles sein, wenn er zu seinem Gemälde einer persönlichen Anschauung bedurft hätte.

Nägelsbach Nachhomerische Theologie folgt S. 210 in der Musterung, und wir folgen unserem Autor mit wenigen Bemerkungen.

Nägelsbach hat Recht, daß sich an der Staatsreligion nicht rütteln ließ, aber Sophokles, und er vornehmlich, veredelte sie, indem er die reinsten Vorstellungen aussprach, wenn er auch die kindischen für seinen poetischen Zweck nicht immer verschmähte. Daß (S. 214) in der Vergleichung Hierons mit Philoktetes bei Pindar, Pyth. 1, die Krankheit aus dem Spiel bleiben soll, wie der Verf. will, ist geradezu unmöglich; denn was bliebe für eine Aehnlichkeit übrig? Und der Dichter wünscht dem Hieron ausdrücklich, daß ihn Zeus in gleicher Weise wie den Philoktetes aufrichten möge. Nägelsbach (S. 221) findet in der griechischen Tragödie nirgends etwas von einem positiven Glück der Todten; der Verf. hält ihm aber mit Recht Oedipus und Antigone entgegen. Ja wir können sogar die Komödie hinzufügen. In den Fröschen heißt es von dem jüngst gestorbenen Sophokles, er sei zufrieden hier, zufrieden dort. Dieß setzt einen des hohen Mannes würdigen Zustand voraus, an den er und auch der edle Aristophanes glaubte. Aber die Stelle bei Sophokles über die Mysterien wird von dem Verf. wie von Nägelsbach mißverstanden. Sie sagt nicht, daß die Eingeweihten allein selig werden, sondern nur, daß sie allein bestimmte Hoffnungen haben und deßwegen freudig sterben können. S. 223 findet der Verf. die Schilderung der ὕβρις im Oedipus um so passender auf den Philoktetes, weil „Leiden als Prüfung des Menschen oder Uebungsschule für Sophokles nicht nachgewiesen, folglich nur als verwirkte Strafe einer Schuld angesehen werden können." Da muß denn auch die Stelle aus dem Aletes, weil sie im Wege zu stehen scheint, „eine ziemlich platte Alltagsweisheit" enthalten, und „ihre Correctur zur Hand" gehabt haben. Wir wollen sie hersetzen: „Hart freilich, daß den Frevlern, und die von dem Blut Der Bösen stammen, diesen dann es wohl ergeht; Die Guten aber und von edlem Blut zugleich Gebornen dann doch unbeglückt geschaffen sind. So sollte von den Göttern nicht den Sterblichen Geschehn; es sollten, welche fromm auf Erden sind, Sichtbaren Vortheil haben von den Himmlischen; die Ungerechten aber ihnen gegenwärts Des Bösen Strafe leiden zum sichtbaren Lohn. So wäre Keiner glücklich, der ein Böser ist." Das ist doch der Welt Lauf; und schon das A. T. weist dasselbe. Auch die Stelle im Thyestes wird bei dem Verf. wenig Gnade finden: „Denn weis' ist Niemand, außer wen die Gottheit ehrt. Doch wer auf Götter siehet, ob sie auch vom Recht Ihn weichen heißen, muß er doch des Weges gehn. Denn Schmach ist nirgends, wo ein Gott der Führer ist." Wir haben hier den Fall des Orestes, der bei Aeschylus einem sogar drohenden Befehl der Götter folgt. Bei Sophokles thut er die That als seine Schuldigkeit nach dem Rathe des Gottes. Das Grauen empfindet er auf einen Augenblick nach der That. Vgl. S. 558 zu m. Soph. 2. Asg. Aber daß ihn die Furien etwas angehen, läugne ich gänzlich, und so die Richtigkeit der Worte des Verf. S. 233: „Es ist, als spüre man darin ein Vorgefühl

von den zur Ahndung des grausenhaften Muttermords schon sich zeigenden Furien."

Der Verf. ist S. 226 zu Hegel übergegangen, der alles Tragische in dem Collidiren zweier gleichberechtigter Ansprüche sucht, wie in der Antigone von Staat und Familie. Es kann indessen niemals Zweierlei zugleich recht sein, außer für den irrenden Menschen, z. B. wenn ein unsittliches Gesetz der Moral und Religion gegenübersteht. So verhält es sich aber gar nicht in der Antigone, sondern eine willkürliche irreligiöse und inhumane Verordnung eines Despoten hat Antigone übertreten. Vgl. statt alles Weiteren meine Abhandl. in dem hiesigen Programm für 1859. Unser Buch, welches S. 235 zu Vischer und seinen drei Classen von Tragödien gelangt, die wir übergehen, scheint in der Antigone die Strafgewalt der Götter in dem zweiten Stasimon ausgedrückt zu finden. So weit dieß geschehen ist, haben wir es auf Kreon zu beziehen, der auch wirklich gestraft wird. Ob Antigone eine Schuld auf sich habe (Vgl. S. 245 ff.), findet man in dem Buch nicht ausgesprochen, ja es scheint, sie soll wegen der Vorfahren büßen. „Vermehrte nun aber Antigone mit klarstem Bewußtsein zur Erfüllung einer heiligen Pflicht durch Hingabe ihres Lebens die Leiden der Labdakiden, so könnte ihr Vater — desto unbewußter — dem Fluche des Geschlechts verfallen scheinen." Ferner: „Was dem Volksglauben für gewisser galt, daß die Götter dem Geschlecht der Labdakiden gezürnt, deutet Oedipus für sein Theil nur als Möglichkeit an. Je weniger aber ihm selbst zur Last zu legen, desto schuldbeladener, nicht von willkürlichem Fluche getroffen, mußte dem Dichter das Geschlecht sich darstellen, und wenn Oedipus in der Buße des eigenen Läuterungsprozesses sich zum unheilvollsten Werkzeuge des göttlichen Strafvollzuges herzugeben hatte, so erkannte es der Dichter als unerläßlich, den Dulder zu genugthuender Entsühnung in den Hain der Eumeniden zu führen." — Ferner: „Durch welche Reinheit von früherer Schuld ohnehin die ganze dichterische Behandlung des Helden bedingt ist." Endlich, da Oedipus mit frommer Ergebung, gleichsam um die Götter zu entschuldigen, die Möglichkeit eines alten Zornes gegen sein Geschlecht ausspricht: „Wollte man aus der hier sich verrathenden Unsicherheit über den Götterzorn den Schluß ziehen, es werde somit der Dichter selbst geschwankt haben, so wäre das voreilig. Denn er kennt nur ein gerechtes Weltregiment, Mißgeschicke nur als verdiente Strafe — auch wo er die Art der Straffälligkeit für gut findet bei dem Schweigen der Ueberlieferung auf sich beruhen zu lassen. Ein Unmaß nach Menschenurtheil, eine Unbill — weiß er, wie mit einer Verherrlichung des Oedipus, auszugleichen." Verstehen wir recht, so ist Oedipus und Antigone schuldlos, jener fehlte unwissentlich, und diese übte sogar eine heilige Pflicht aus. Aber sie leiden Strafe wegen ihres schuldbeladenen Geschlechts, und Oedipus muß sogar ein Werkzeug sein und seinen Vater tödten und seine Mutter heirathen. Davon steht nun zwar in

der Antigone gar Nichts, sondern nur, daß im Labdakidenhaus, d. h. von Laios an, ein fortwährendes Unheil walte, was auch der Augenschein lehrt, und im Oedipus wird nur einmal die Möglichkeit eines Strafgerichts von dem frommen Dulder ausgesprochen, vom Dichter weiter Nichts. Indessen die Götter sind gerecht, deßwegen muß Antigone sterben, Oedipus doppelt leiden, als Werkzeug und als Selbstthäter. Doch blieb ein Uebermaß auszugleichen. Nun so kann auch Philoktetes, dem Nichts zur Last fällt, nach des Verf. Theorie, wegen seiner Vorfahren leiden, das erlittene Unmaß aber wird durch seine endliche Verherrlichung ausgeglichen. Es ist mir nicht möglich, mich in dieser Verwirrung und in einer solchen Gerechtigkeit zurecht zu finden. Doch es ist auch von einer Läuterung die Rede. S. 10 bezweifelt der Verf. noch „die dichterische Zucht eines Charakters;" S. 155 aber heißt es schon: „Ob der erziehende Zweck über die Menschen verhängter Leiden nicht schon zum Theil in denen des Philoktetes ausgeprägt und einem Sophokles zum Bewußtsein gekommen, könnte fraglich scheinen." Wie sieht es aber mit der Erziehung aus? Antigone bessert sich durchaus nicht. Die aufopfernde Tochter, die liebevolle Schwester erscheint vor Kreon kühn, ja trotzig, eine Zeit lang hart gegen ihre Schwester, gegen die Götter aber unterwürfig wie immer, so daß sie sich sogar schuldig bekennen will, wenn es so vor den Göttern recht ist. Daß sie schwankend geworden, ist durchaus unwahr. Oedipus ist ganz derselbe in Theben wie vor Kolonos, gegen die Götter stets demüthig, gegen die Freunde liebevoll, heftig gegen die Feinde und seine gottlosen Söhne. Und das ist auch genug, daß er sich gleich geblieben ist. Und so ist auch Philoktetes kein Anderer geworden.

Von der weitläufigen Verhandlung mit Hegel, Bernays, Stahr u. A. über die Katharsis können wir keinen Auszug geben. S. 276 theilt der Verf. seine eigne Erklärung mit. „Diese Affecte (Furcht und Mitleid) erregt die Tragödie — bei dem Zuschauer. Sie soll aber — von ihnen (?) auch die Seele des Zuschauers reinigen. Das wird — geschehen — wenn sie wirksam ist, die Ueberzeugung von göttlicher durch Bußen zu sühnender Gerechtigkeit einer blinden unversöhnlichen Schicksalswillkür gegenüber — in dem Zuschauer zu befestigen." — Die Reinigung bei der orgiastischen Musik geschieht „durch Anwendung eines, daß wir so sagen, physischen Mechanismus! — Die Tragödie vollbringt sie dergestalt, daß sie — zu der angedeuteten Ueberzeugung erhebt". Dieser ganze Prozeß würde wohl eher zu der παιδεία oder μάϑησις des Aristoteles gehören, die der κάϑαρσις gegenübersteht. Auf jeden Fall aber durfte dann Lessing nicht getadelt werden, daß er jene Affecte in tugendhafte Fertigkeiten verwandelt wissen will; denn jene angegebene „Ueberzeugung" muß Tugend wirken, also auch tugendhafte Fertigkeiten, und da ist es nicht der Mühe werth, dem großen Mann die Federn abzulesen. Indessen bei dieser Auffassung, die ohnehin mit der Theorie von der göttlichen Strafgerechtigkeit steht und

fällt, ist das Aesthetische ganz außer Acht gelassen: die Nachahmung, auf welche Aristoteles mit Recht die Poesie und die Kunst zurückführt, und welche schon an sich etwas Erfreuendes hat; und die höhere Wirklichkeit des Idealen, in Charakteren, Sprache und Anlage, welche das Gemüth erhebt, eine Stimmung, die, ohne deutliche Vorstellungen, auch aus der Musik hervorgeht; endlich der eigenthümliche Bau der alten Tragödie, bei welchem die erschütternde Handlung am Ende beruhigend ausklingt. Goethe hat diese Art von Katharsis nur objectiv aufgefaßt, und er wird so betrachtet nicht Unrecht haben.

Hiervon scheint Bunsen, dessen von S. 279 an mit vielen Ehren gedacht wird, etwas zu ahnen, wenn er von kunstgerechter Darstellung des Furchtbaren und Mitleidwerthen redet. Weniges folgt dann über eine Schrift von Geyer, über eine von Abeken aber zehn Seiten, da doch derselben wenig Werth beigelegt wird. Und so rückt der Verf. dem Ende entgegen, hat aber, zum Philoktetes zurückkehrend, „noch eins und das andere auf dem Herzen.“ Das über die Göttermaschine Verhandelte übergehen wir. Sokrates kann sie nicht unbedingt getadelt haben, Aristoteles noch weniger, in sieben Stücken des Sophokles erscheint sie zweimal, und ist im Philoktetes nicht nur unentbehrlich, sondern auch die herrlichste Lösung. Auf dem Herzen hat der Verf. auch noch immer die Schuld des Philoktetes, welche, in Ermangelung anderer Beweise, nach Lessing aus den übernatürlichen Schmerzen des Bisses der Schlange folgen soll. Der letzteren ist er schon S. 10 „zu nahe“ gekommen, und daselbst „die Einzelschuld ermittelt;“ und jetzt erfahren wir, πελασθεὶς heiße „nicht als, sondern weil“ er sich ihr genähert habe. Daß eine Altarschlange, an sich etwas Uebernatürliches, auch übernatürlich beißen kann, ist ganz natürlich; und wenn die Götter den Mann dadurch zehn Jahre hinhalten wollten, um der großen Stadt, deren meistes Volk nebst Weibern und Kindern doch unschuldig ist, noch einige Frist zu geben, wie ja selbst Sodom um zehn Gerechte verschont bleiben sollte; so mußten sie ihn unheilbar und übernatürlich krank machen, wie ihm dies am Schluß eröffnet wird. Sein Charakter aber kommt in unserm Buche zum Zweck der Schuld noch sehr übel weg: „Mangel an heiliger Scheu, freches Auflehnen gegen göttliche Ordnung u. s. w., wodurch erst das resolute Ganze eines tragischen Helden hervortritt — da es einem Sophokles widerstrebte — ihn zum schuldlosen Opfer zu machen — Abgeschlossenheit des Charakters, unverrückbare Entschlossenheit, schroffster Starrsinn, sittliche Maßlosigkeit“ — das ist so eine Auslese aus den schlimmen Eigenschaften des Helden, dessen „gebüßter Schuld (S. 301) Herakles, man möchte glauben aus Schonung, gar nicht gedenkt.“ Hier wird wieder etwas in das Stück hineingelegt, ein sonst getadeltes Verfahren.

Schon vor langen Jahren habe ich bei Gelegenheit des Oedipus nachgewiesen, daß die Bestrafungstheorie eine sittlich rechtliche, die Lehre von dem Willen Gottes eine religiös gläubige Lebensansicht begründe.

Der rohe Mensch erblickt überall Lohn und Strafe, ja es giebt solche, die von ihrer Orthodoxie das Gedeihen ihrer Feldfrüchte erwarten; dem geläuterten müssen alle Dinge zum Besten dienen. Das Gedicht Hiob ist gegen den Wahn der Menschen gerichtet, daß jedes Unglück Strafe sei, und Christus warnt vor diesem Irrthum. Lohn und Strafe sind allerdings auch Aeußerungen eines göttlichen Gerichtes, aber nur einzeln und gleichsam zur Erinnerung. An Oedipus, Antigone, Philoktetes haftet keine Schuld, an Deianeira die Unvorsichtigkeit eines liebenden Herzens; so bleibt außer den Mördern in der Elektra noch Aias; und die Strafe vollzieht dieser wie Deianeira selber an sich, und auch Oedipus straft sich selbst, ohne es zu verdienen. Bernhardy, der Gutes und Uebles zu dem Oedipus vorbringt, dem die Lehre nicht zu widerstreben scheint, daß Oedipus hätte vorsichtig sein und dem Geschick nicht vorgreifen, also auch Niemand erschlagen und kein älteres Weib ehelichen sollen, verwirft meine Auffassung, daß das furchtbare Geschick durch die Wahrhaftigkeit und fromme Ergebung gemildert werde. „Ohnehin, fährt er fort, paßt ein solcher Standpunkt nur zur älteren dämonischen Tragödie, wo der starke Charakter in Unvermeidliches sich fügt." Wo ist diese dämonische Tragödie zu finden? Und ist der Dämon hier die Gottheit, oder der Teufel, oder das blinde Schicksal? Und ist Fügung in's Unvermeidliche und fromme Ergebung gleichbedeutend?

Aber Sophokles ist kein Religionslehrer, sondern ein Dichter, und einer von der ächten Art, der die Menschen schildert, nicht wie sie sind, sondern wie sie, bei aller Mangelhaftigkeit, sein sollen: ideal, mit großen und starken Eigenschaften, Tugenden und Fehlern. Ein solcher ist auch Philoktetes, und keineswegs ein Mann von Eisen, was Lessingen immer wieder nachgesprochen wird, so wenig als Aias; sondern tief empfindend, die Natur liebend, voller Anhänglichkeit an seine Freunde, stark im schrecklichsten Mißgeschick, ebenso stark in Zorn und Haß gegen die, welche ihn mit unerhörter Gefühllosigkeit der Gewalt des Elendes preis gegeben und gedankenlos überlassen haben. Sein Wort haltend, ist er mitgezogen in einen Krieg, der doch nur ein Handel der Könige ist, für den die Völker büßen und bluten müssen; denn auch der Chor in des Aeschylus Agamemnon konnte ihn nicht loben. Sie haben ihm Alles entwendet, seine Schiffe zu ihrem Dienst mit fortgeführt, nicht nach ihm gesehen, bis sie seiner bedurften. Und nun kommen sie nicht abbittend zu ihm, sondern gedenken ihn wie einen Knecht, wie eine Sache, mit List oder Gewalt fortzuführen. Der Jüngling selbst hat ihn betrogen, und erst der Anblick des ungeheuren Leidens weckt sein Gewissen auf. Odysseus ist drohend weggegangen; und ihm soll er mit Neoptolemos, den er selber für beleidigt hält, nun freiwillig nachziehen? Was bürgt auch für die Wirklichkeit und Richtigkeit der Weissagungen, wo läßt sich der Götterwille mit Gewißheit vernehmen? Und wer sichert ihn vor neuen Kränkungen, wenn er sich herbeiläßt, in seiner elenden Verfassung vor Troia zu erscheinen? Solch

einen Mann könnte auch ein Sophokles unserer Tage schildern, so wenig ist er urweltlich, aus der Zeit Nimrods, und der Riesen, seiner Ahnherrn. Er zweifelt in Augenblicken der Gereiztheit an den Göttern, oder redet doch so wie Einer der zweifelt. Aber diese müssen auch selbst erscheinen, denn kein Mensch in der Welt hat das Recht, auf diesen so mißhandelten, von aller Welt verlassenen Mann Anspruch zu machen. Und wie er nun seinen göttlichen Freund nur gekommen sieht, und sein Wort vernommen hat, ist Alles vergeben und vergessen; eben weil er nicht starrsinnig ist, sondern weil er groß und tief empfindet, während Alltagsmenschen ihn nicht verstehen können.

Warum fragt man so oft nur ausschließlich nach der Idee eines Stücks? Unser Verf. erinnert, daß Aristoteles die Tragödie als eine Handlung angibt, und da scheint ihm denn der Charakter blos der Träger derselben zu sein. Ein Drama ist freilich eine Handlung; und Charaktere zeigen sich im Handeln, nicht in bloßen Reden, oder in einer Beschreibung. Aber welcher Dichter macht ein Schauspiel nach einer Idee? Selbst Lessings Nathan, den man für die Incarnation der Toleranz ausgeben wird, ist eine Person, das Stück nach des Dichters idealisirtem Freunde Mendelssohn angelegt. Goethe erzählt, wie sich ihm der Charakter des Götz mit seiner Situation geformt habe; und Schiller meldet von Zeit zu Zeit, wie weit er mit dem Charakter seines Wallenstein im Reinen sei. Und welches ist denn die Idee des Wallenstein? Daß man seinen Kaiser nicht verlassen solle, und daß der Verräther gestraft werde, während doch hundert Verräther glücklich davon kommen, ja groß und berühmt sind? Damit soll nicht geleugnet sein, daß sich aus jedem Stück des Sophokles ein Grundgedanke ziehen lasse, und also auch aus dem Philoktetes; der Gedanke aber liegt sicherlich nicht zum Grunde, daß der Held eine göttliche Strafe leide.

Und hiermit scheiden wir unter achtungsvoller Anerkennung von unserem Verfasser, der uns mit einem inhaltreichen und sehr anregenden Buch beschenkt hat.

Georg Thudichum.
